Editorial

In der Wissenschaft sollten Geburtstage oder Jubiläen bestenfalls Anlass, nicht aber der eigentliche Grund sein, sich in Form eines Schwerpunktheftes erneut mit dem Werk eines wichtigen Vertreters der Zunft zu befassen. Nur allzu leicht geraten Rückblicke zu einer bloßen Einordnung eines Werkes in den Kontext seiner Zeit und beschränken sich damit auf seine schlichte Historisierung. Das lange Schaffen Robert King Mertons ließe sich ohne Probleme als bedeutender Teil der Geschichte der Soziologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreiben. Doch Merton selbst hat schon früh betont, dass in der Wissenschaft ein grundlegender Unterschied zwischen erzählter (Wissenschafts-) Geschichte und systematischer Analyse eines klassischen theoretischen Werkes besteht. In diesem Sinne geht es darum, jenem Diktum Alfred N. Whiteheads gerecht zu werden, das Merton selbst seinem Hauptwerk *Social Theory and Social Structure* vorangestellt hat: „A science that hesitates to forget its founders is lost.“ Damit sollte keineswegs die fortbestehende Bedeutung einer Auseinandersetzung mit den klassischen Texten der Soziologie in Zweifel gezogen werden, aber eben nicht in der Form immer wiederkehrender Exegese, die zum gebetsmühlenhaften Wiederholen bereits bekannten Wissens oder zu dessen Banalisierung führen muss. Vielmehr ging es Merton darum, dass der theoretische Wissensfundus sowie die forschungspraktischen und methodischen Erfahrungen und Kenntnisse der Soziologie im Zentrum der Beschäftigung mit den Klassikern und Gründervätern der Disziplin stehen sollten.

Nimmt man diese Perspektive ein, so zeigt sich, dass die Soziologie nicht unbedingt immer im fruchtbaren Dialog mit ihren Klassikern steht. Sie scheint vielmehr auch eine Disziplin zu sein, die zum einen häufig das Beste dessen vergisst, was sie eigentlich schon zutage gefördert hatte; und zum anderen gibt sie gerade deshalb nicht selten vor, wieder einmal zu neuen theoretischen Erkenntnissen gelangt zu sein oder gar neue Paradigmen entwickelt zu haben, die dann meist all das wiederentdecken, was längst zu einem kodifizierten Wissensbestand der soziologischen Theorie gehörte – wenn es ihn in dem von Merton angestrebten Sinn gäbe. So aber lässt sich feststellen, dass Mertons Hoffnung, es könne der Soziologie in Anlehnung an die Naturwissenschaften gelingen, einen Fundus

© VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010

Prof. Dr. J. Mackert (✉)

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät Allgemeine Soziologie Kom Haus 2, Universität
Potsdam, August-Bebel-Straße 89,
14482 Potsdam, Deutschland
E-Mail: mackert@uni-potsdam.de

Dr. M. Schmid

Neubiberg, Deutschland

E-Mail: Dr.Michael.Schmid@t-online.de

theoretischen Wissens zu entwickeln, der zum kodifizierten Grundstock soziologischer Theorie werden würde, in diesem Sinne nicht eingetreten ist.

Allerdings ist Robert Merton längst selbst zum Klassiker der Soziologie avanciert, nicht im Sinne eines Gründervaters der Disziplin, denn dazu ist er mit einhundert Jahren zu jung; aber nicht zu Unrecht ist er als Wegbereiter und Gründervater einer modernen Soziologie bezeichnet worden. Fragt man angesichts dieser Feststellung nach den Eckpunkten des Merton'schen Werkes, so lassen sich drei Aspekte hervorheben, die für eine Entwicklung der Soziologie hin zu einer modernen Wissenschaft entscheidend waren:

In *theoretischer* Hinsicht hat Merton in einer über lange Jahre dauernden Auseinandersetzung mit Talcott Parsons sein Verständnis von soziologischer Theorie entwickelt und präzisiert. Merton war gegenüber Parsons' Form allgemeiner soziologischer Theorie skeptisch. Er wollte die Soziologie zu einer erklärenden Wissenschaft weiterentwickeln und war der Überzeugung, dass die Steigerung der Wissenschaftlichkeit der Disziplin nur in dem Maße gelingen könne, in dem soziale Prozesse durch die Identifikation wirksamer sozialer Mechanismen erklärt würden. Mitte des vergangenen Jahrhunderts unterbreitete Merton deshalb sowohl in Abgrenzung zu Talcott Parsons' „grand theory“ als auch zur empiristischen Tradition der amerikanischen Soziologie seine Überlegungen zu den sogenannten „Theorien mittlerer Reichweite“ und vollzog zugleich den Übergang von der funktionalen zur strukturellen Analyse.

In *begrifflicher* Hinsicht stellt die Entwicklung einer Vielzahl neuer Begriffe und Konzepte für die soziologische Theorie und Empirie mit Sicherheit eine der herausragenden Leistungen Robert Mertons dar. Ein kurzer Blick genügt, um sich deren bis heute andauernder Bedeutung zu vergewissern: „Self-fulfilling prophecy“, „manifest and latent functions“, „the displacement of goals“, „retreatism“, „opportunity-structures“, „role-sets and status-sets“, „local and cosmopolitan influentials“, „the Matthew effect“, „accumulation of advantage“, „theories of the middle range“, „homophily and heterophily“, „strategic research site“, „obliteration by incorporation“, „potentials of relevance“ oder auch das Acronym „OTSOG“ (on the shoulders of giants) etc. Mit all diesen Neologismen hat Merton ganz sicher den Sinn dafür geschärft, dass ohne klar definierte Begriffe keine Soziologie im Sinne einer modernen Wissenschaft zu machen ist. Für ihn selbst gilt das umso mehr, als sein Theorieverständnis im Kern von einem wechselseitigen Verhältnis von Theorie und Empirie geprägt ist, in dem klare und eindeutig definierte Begriffe von entscheidender Bedeutung sind.

In *inhaltlicher* Hinsicht lassen sich aus der Vielfalt der Beiträge Mertons schließlich jene zur Anomietheorie, Bezugsgruppentheorie, Rollentheorie, Soziologie der Ambivalenz und zur Soziologie der Wissenschaft hervorheben. Immer wieder hat Merton im Hinblick auf diese Felder dabei auf die Notwendigkeit einer eigenständigen soziologischen Perspektive hingewiesen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich seine Positionierung im Hinblick auf eine allgemeine und erklärende Soziologie gerade in diesen Bereichen konkretisiert hat. Insbesondere mit seinen Beiträgen zur Soziologie der Devianz verdeutlichte Merton seinen strukturellen Ansatz im Gegensatz zur hier vorherrschenden interaktionistischen Perspektive, während er auf dem Feld der Wissenschaftssoziologie den Ort einer erklärenden Soziologie in der Auseinandersetzung mit der Philosophie und der Wissenschaftsgeschichte zu bestimmen suchte.

Die Beiträge des vorliegenden Schwerpunktheftes beziehen sich gleichermaßen auf theoretische, inhaltliche und begriffliche Aspekte des Merton'schen Werkes, schließen an einzelne Aspekte an oder fragen nach deren fortbestehender Gültigkeit und Relevanz für die Soziologie. Nicht Exegese also, sondern die Frage, inwieweit Mertons Ideen weiterhin tragfähig sind, steht im Zentrum des Interesses. Konkret heißt das, dass sich das Heft zunächst in drei Beiträgen in ganz unterschiedlicher Weise mit der Merton'schen Soziologie der Wissenschaft befasst und sich dann der Auseinandersetzung um die fortbestehende Relevanz zentraler Merton'scher Ideen zuwendet: den „Theorien mittlerer Reichweite“, dem Konzept der „Opportunitätsstrukturen“ und dem von Weber übernommenen Konzept der „Lebenschancen“ sowie schließlich den „sozialen Mechanismen“.

Robert Mertons Aufsatz, der im vorliegenden Heft in Übersetzung abgedruckt ist, resümiert in Fortsetzung einer früheren Arbeit zum „Matthäus-Effekt“ die Ungleichheitseffekte, die sich überall dort im Bildungssystem einstellen, wo Akteure in Abhängigkeit von ihren früher erworbenen Verdiensten und damit in der Summe „kumulativ“ entlohnt werden. Daneben führt Merton auch seine Analyse der normativen Grundlagen des Wissenschaftssystems fort, indem er dessen Funktionsweise in Anlehnung an die ökonomische Eigentumsanalyse untersucht. Im Ergebnis steht fest, dass Wissenschaftler in erster Linie auf unterschiedlich ausgeprägte Reputationszuweisungen aus sind, die sie nur durch ihre „peers“ erhalten können. Monetäre Steuerungsversuche haben kaum Wirkung.

Harriet Zuckerman geht im Sinne einer soziologischen Semantik der Verbreitung des „Matthäus-Effekts“ seit seiner Formulierung durch Robert Merton bis heute nach. Dabei zeigt sich, dass der Effekt nicht nur in der Wissenschaft, sondern in einer ganzen Reihe von Bereichen des sozialen Lebens Verbreitung gefunden hat. Eine Auszählung des Begriffes mithilfe von Suchmaschinen macht zugleich aber auch deutlich, dass Begriff und Konzept zunehmend von ihrem Erfinder abgekoppelt wurden. Man sieht aber auch, in welchem Maße der Matthäuseffekt im sozialen Leben insgesamt wirkt und in das Alltagsverständnis sozialer Akteure eingegangen ist.

Richard Münch schreibt Mertons Analysen zum „Matthäus-Effekt“ fort, wenn er die Selektionswirkungen von der Bewertung von Zeitschriftenbeiträgen anhand des „impact-factor“ auf den Zugang zu Publikationschancen zum Thema macht. Seinem Urteil nach lösen sich damit überkommene, lokale und personengebundene Reputationszuschreibungsverfahren zugunsten eines monopolisierten Aufmerksamkeitssystems auf. Die Versuche der Wissensinstitutionen, allen voran der Universitäten, ihre Mitglieder für diesen Aufmerksamkeitswettbewerb angemessen auszustatten, führen zu einer weiteren Zerstörung der bisherigen Reputationsstrukturen und zur Lähmung aller Neuerungsanreize. Wie bei allen Monopolen sinkt die Leistungsqualität der wissenschaftlichen Forschung.

Michael Schmid untersucht die Verwendung des Begriffs „Theorie mittlerer Reichweite“ und rät an, ihn fallen zu lassen. Das von Merton erstrebte mikrofundierende Erklärungsprogramm strukturalistischen Zuschnitts lässt sich formulieren, ohne die Missverständnisse fortzuschreiben, die mit seiner Rezeption verbunden waren. Mehr noch: Im Rahmen eines solchen Forschungsprogramms lassen sich Theorien mittlerer Reichweite als Modellierungen sozialer Mechanismen rekonstruieren. Damit gewinnen sie einen eindeutigen Platz, müssen infolgedessen ihren Theoriestatus allerdings aufgeben.

Jürgen Mackert greift Mertons Konzept der „Opportunitätsstruktur“ und das von ihm bei Max Weber entlehnte Konzept der „Lebenschancen“ auf. Dabei geht er davon aus, dass beide trotz einiger Bedeutungsverschiebungen des Konzepts der Lebenschancen letztlich als Strukturkonzepte verstanden werden müssen, die in ihrem Bedeutungsgehalt konvergieren. Allerdings geht Mackert davon aus, dass beide Konzepte konflikttheoretisch interpretiert werden müssen, damit sie ihr volles analytisches und erklärendes Potenzial entfalten können. Dazu sind unterschiedliche theoretische Strategien erforderlich, die letztlich dazu dienen können, den Gebrauch beider Konzepte in aktuellen soziologischen Analysen konflikttheoretisch zu unterfüttern.

Mario Bunge nimmt Begriff und Konzept des „sozialen Mechanismus“ zum Anlass, um über das Problem zu reflektieren, was unter einer adäquaten soziologischen Erklärung zu verstehen ist und wie eine auf Mechanismen gründende Erklärung aussehen könnte. Bunge nimmt damit eine seit über einem Jahrzehnt geführte Debatte auf, grenzt sich gegen eine Reihe von Erklärungsansätzen, nicht nur in der Soziologie, ab und unterbreitet einen Vorschlag aus der Perspektive des von ihm entwickelten und so bezeichneten Ansatzes des „Systemismus“, dessen Kern in einer Erklärung sozialer Prozesse durch die in spezifischen Systemen wirksamen Mechanismen besteht. Die Vagheit des Mechanismusbegriffs nimmt Bunge schließlich zum Anlass, um einen Vorschlag zu dessen Formalisierung zu unterbreiten und so die Diskussion der theoretischen Soziologie weiter voranzutreiben.

Im Sinne Robert Mertons hoffen wir, mit dem vorliegenden Schwerpunktheft einen Beitrag zu einer erneuten Auseinandersetzung mit zentralen Aspekten seines Werkes zu leisten, die kritisch prüft, inwiefern seine Soziologie, die vor über 50 Jahren den Beginn einer modernen Soziologie markierte, auch heute noch hilfreich sein kann für die Bearbeitung und Lösung soziologischer Probleme.

Zu guter Letzt danken wir den Herausgebern des Berliner Journals für Soziologie für die Bereitschaft, uns die Organisation des vorliegenden Schwerpunktheftes übertragen zu haben. Unser Dank gilt nicht minder der Redaktion und dem Sekretariat für die hervorragende Zusammenarbeit.

Michael Schmid/Jürgen Mackert